

Goldene Ringe für die Virchow-Bäume

Weil es kein Gesetz zur "Kunst am Bau" gibt, kann man sie so einfach weglassen

Kunst am Bau hat keinen besonders guten Ruf. Eigentlich soll sie zum Haus gehören, wie Treppe und Geländer, doch meist entsteht sie erst, wenn das Haus fertig ist. Deshalb erscheint sie oft als "nachträgliche Bekunstung", wie sich Ramona Krüger, frühere Leiterin des unabhängigen Berliner Kunst am Bau Büros beim Berufsverband Bildender Künstler ausdrückt. Außerdem muß die Kunst von der Bausumme gezahlt werden, wie es die "Anweisung-Bau" der Senatsbauverwaltung vorschreibt. Weil es dafür immer weniger Geld bei ständig höheren Baukosten gibt, wird Kunst zum Luxus. Man müßte für sie beim Bauen sparen.

Bauherren-Gewissen

Entsteht kein Kunstwerk für den Neubau, plagt manchen Bauherren doch das schlechte Gewissen, denn nur ein halbes Prozent der Gesamtsumme sollte für Kunst ausgegeben werden. Befürworter der Kunst am Bau in der Senatsverwaltung, bei Bezirksämtern und natürlich in Künstlerkreisen wollen Gleichberechtigung von Stühlen, Elektroanlagen und Kunstwerken. "Kunst gehört zur Ausstattung wie Stühle", sagt Karin Nottmeyer, Referatsleiterin für Kunst am Bau und Kunst im Stadtraum in der Senatsverwaltung.

Doch das Dilemma ist größer. Seitdem das Kunst-am-Bau-Büro des Berufsverbandes Bildender Künstler Bauprojekte in den Stadtbezirken auflistete und danach in den Bezirksverwaltungen Kunst-am-Bau-Beiräte bestimmt wurden, hat sich das Auftragsvolumen von 400 000 Mark 1996 auf knapp zwei Millionen 1997 vergrößert. Die nackten Zahlen verdecken zwar, daß ein Teil der Bauten Lagerhäuser oder Umkleidekabinen waren. Doch auch dort gilt die Anweisung, daß ein Teil der Bausumme für Kunst ausgegeben werden müsse. Was aber nicht geschah.

Oft ist es allein vom Interesse des Stadtrates in einem Bezirk abhängig, ob Kunst am Bau entsteht oder nicht. **Bernd Schimmler**, Baustadtrat in Wedding, nimmt es gelassen hin, daß in seinem Stadtbezirk in den vergangenen sieben Jahren zwar 14 Neu- und Umbauten entstanden, darunter fünf Kindergärten, eine Schule und eine Bücherei, aber nur für den Kindergarten in der Exerzierstraße das vorgesehene Geld für die Kunst am Bau auch verwendet wurde. Für Bodo Manegold, Bürgermeister in Neukölln, ist Kunst am Bau hingegen "selbstverständlich", auch wenn er dafür noch private Sponsoren auftreiben muß. Alle Neubauten zwischen 1992 und 1996 (sieben Kindergärten eine Schule, ein Sporthaus) haben in seinem Bezirk Kunst bekommen.

"Kein Gesetz schreibt Kunst am Bau vor, sondern nur eine Anweisung. Wir können nichts weiter als appellieren", sagt Karin Nottmeyer. Es stehe aber auch nicht in dieser Anweisung, daß das Geld für Kunst bei Finanzierungsschwierigkeiten gestrichen werden kann. Richtig wäre, bei allen Posten ein bißchen zu kürzen, doch das geschieht nicht.

Daher wollen die Kunstfreunde in der Senatsverwaltung, daß die Vorschrift zum Gesetz erhoben und auch auf Tiefbauarbeiten ausgeweitet wird. Wenn ein neuer Platz entsteht oder Schienen neu verlegt werden, ist kein Geld für Kunst eingeplant. Dafür gibt es im Berliner Haushalt Extrageld. Der Posten nennt sich "Kunst im Stadtraum" und betrug 1997 500 000 Mark. Wie Luxus erscheinen Karin Nottmeyer deshalb heute der Blaue Obelisk am Ernst-Reuter-Platz und der Skulpturenboulevard zur 750-Jahr-Feier Berlins, die mit dem Geld für Kunst im Stadtraum entstanden.

Kunst am Bau steht in Berlin auch für all das, was sich mit den ehemaligen Grenzübergängen verbindet. Da die Werke nicht politisch oder plakativ sein sollen, wird gern Karla Sachses "Kaninchenfeld" für den Übergang Chausseestraße als Beispiel bemüht: 120 kaninchengroße Bronzeintarsien - Kaninchen sitzend, hoppelnd, mit angelegten, mit aufgestellten Ohren - wurden in Fahrbahn und Bürgersteig eingelassen. Der Vorschlag von Sa-

bine Grzimek - die Plastik eines ausgemergelten Mannes mit Vogel - wurde von der Jury in eine Reihe mit "postexpressionistischer Erinnerungs- und Gedenkkultur der BRD des Kalten Krieges" gestellt. Der Grenzübergang als Paradies, Gedanken an Gefangenschaft scheinen hier fehl am Platz. Erinnern sollte man nebenbei noch an Sabine Gzimeks DDR-Herkunft und ununterbrochenes Leben in diesem Land, die eine Nachfolge der BRD-Kunst des Kalten Krieges einigermaßen unwahrscheinlich machen.

Eine Jury hat auch über die Kunst für das Virchowkrankenhaus entschieden. Ob diese Entscheidungen richtig waren, ist Geschmackssache. Professor Eckart Köttgens Geschmack jedenfalls trafen sie bei der Wahl der Objekte für die Klinik, deren ärztlicher Direktor er ist, nicht ganz. Er durfte zwar in der Jury mitarbeiten, letztendlich hatte er aber doch keine Wahl, denn die Devise hieß, alle Vorschläge anzunehmen, oder nichts zu bekommen.

Gute Gewohnheit

Das Krankenhaus bekam nun für seine Laubbäume im Park goldene Ringe, die nur im Winter sichtbar sind, ein originelles solarbetriebenes Mobile im Lichthof der Kinderklinik, gewöhnungsbedürftige Lichthöfe im Forschungshaus. Und ein Ärgernis: "Das sieht aus wie ein abgesperrter Parkplatz", so Köttgen über die Arbeit "Pavillonspuren" von Norbert Radermacher.

Ideal für die Künstler wäre, was Ramona Krüger in Ostdeutschland vermutet: ein anderes "gesellschaftliches Denken". Dort hätten sich "die Menschen daran gewöhnt, daß Kunst zum Leben gehört, weil es viel mehr Kunst am Bau gab, die architekturbezogene Kunst hieß". Bauherren im Osten würden Kunst für ihre Neubauten als einfach notwendig empfinden.

Wahr ist, daß öffentliche Bauten in der ehemaligen DDR mit Auftragskunst versehen wurden. Über deren Qualität mokieren sich heute die Kritiker, während sie sich gleichzeitig solch gute Bedingungen für die Künstler wünschten.

BerZ 20.01.1998